



Europäisch – was ist das?

Zur Überwindung kolonialer und romantischer Denkformen

Wolfgang Antes

Gibt es etwas, das „typisch“ europäisch ist? Wie beispielsweise der „Geist der Aufklärung“, die Befreiung des Menschen aus Aberglauben und Unwissenheit durch begründetes Argumentieren, also durch Vernunft? Stellt die griechisch-römische Kultur das unverwechselbare Fundament des modernen Europas dar? Oder ist es der christliche Glaube mit seinem vorgeblichen „Alleinstellungsmerkmal“ der Feindesliebe? Oder gar, ganz profan, das Kaffeehaus, das in jeder europäischen Stadt oder Metropole ein Kristallisationspunkt gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Lebens ist (oder zumindest

oftmals war)? Die Liste der Vorschläge ließe sich fortsetzen. Egal wie lang oder vollständig sie sein mag, schließen sich daran weitere grundsätzlichere Fragen an: Ist ein Gespräch über Europa möglich ohne Idealisierung, also ohne in die „Falle“ der Romantik zu geraten? Kann Europa gedacht werden ohne hegemoniale Ansprüche politischer, zivilisatorischer oder kultureller Art, also ohne kolonial gefärbte Denkfiguren? Und kann Europa gedacht werden ohne Ausgrenzungen? Wird eine europäische „Identität“ oder eine „Leitkultur“ benötigt, wie gängige populäre Forderungen behaupten?

Das sind die Fragen, die der Essay von Dag Nikolaus Hasse diskutiert.¹ Er richtet dabei den Blick auf Antike, Mittelalter, Aufklärung und Romantik und erörtert die Geografie Europas. Er fragt, was typisch europäisch sei, und gibt darauf Antworten, die direkt in die Zukunft Europas weisen und die politische Verantwortung benennen, die sich daraus ergibt. Der folgende Text möchte die Argumentationsweise des Essays nachverfolgen und die Ergebnisse einer Erörterung zugänglich machen.²

¹ Dag Nikolaus Hasse; Was ist europäisch? Zur Überwindung kolonialer und romantischer Denkformen. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 14061, 2021 Ditzingen, 112 Seiten.

² Alle wesentlichen Sachaussagen dieses Textes stammen, sofern sie nicht anders kenntlich gemacht wurden, aus dem Essay von Hasse. Einzelne Formulierungen wurden direkt von Hasse übernommen. Der besseren Lesbarkeit wurde auf weitere Fußnoten verzichtet.



Foto: Wolfgang Antes

I
Beginnen wir mit dem Kaffeehaus. Das kennt jede und jeder. Georg Steiner (1929–2020) bestimmt in seiner Europarede von 2004 die europäische Idee anhand von fünf Kriterien, die er auch „Axiome“ nennt. An erster Stelle nennt er tatsächlich das Kaffeehaus: „Solange es Kaffeehäuser gibt, so lange hat die europäische Idee einen Inhalt.“ Das „Europa des Cafés“ ist ein einprägsames Bild, das sogar Eingang in die Reden des französischen Staatspräsidenten Emmanuel Macron gefunden hat. Das ist sympathisch und es stimmt ja auch, nicht wahr? Gäbe es ohne das Café Flore in Paris den Existentialismus Sartres und Beauvoirs „Le Deuxieme Sexe“ (Das andere Geschlecht)? Im Café Louvre in Prag hat Kafka seine absur-

den Geschichten erörtert und sich mit seinen Zeitgenossen zerstritten. Im Café Brasileira in Lissabon erfand Pessoa die portugiesische literarische Moderne und fünf weitere Personen seiner selbst (tatsächlich waren es weit mehr) und begann mit ihnen zu korrespondieren. Ivo Andric, der serbokroatisch-bosnische Literaturnobelpreisträger, beschreibt eindrücklich, wie die nationalistisch und romantisch verklärte Idee eines Großjugoslawiens, die schließlich zur Katastrophe von Sarajewo führte, im dortigen Café Kairo geschmiedet wurde. Aus heutiger Sicht würde man wohl, wie Brandstetter sagt, von literarisch ambitioniertem Terrorismus sprechen. Diese Liste ließe sich beliebig fortsetzen. Joseph Roth kreierte in den zwanziger Jahren eine neue, noch heute gültige Form des Feuilletons. Er

Die „Kultur des Cafés“ verbindet noch heute als Institution westasiatische, nordafrikanische und europäische Länder. Ähnlich verhält es sich mit dem einhergehenden *passegiata* in Italien, dem spanischen *paseo*, dem Promenieren zu einer bestimmten Tageszeit. Die osmanisch-türkische Entsprechung lautet *tenezzüh*, die arabische *tanazzuh*.

lebte und arbeitete ausschließlich in Wiener Kaffeehäusern, deren legendäre Geschichten zusammen mit denen der Prager und Budapester Cafés ganze Buchregale füllen. Und natürlich hatte es gute Gründe, dass es für die Moskauer Stadtbevölkerung zu Zeiten der Sowjetunion praktisch keine öffentlich zugänglichen Kaffeehäuser gab.

Und genau hier gerät diese wunderbare europäische Geschichte ins Wanken. Bis 1683 gehörte Budapest zum Osmanischen Reich, wovon noch heute die prachtvollen Badeanstalten zeugen. Kaffeehäuser sind eine genuin arabisch-osmanische „Erfindung“. Alles schon vergessen? Das erste zentraleuropäische Kaffeehaus öffnete etwa 1640 in Venedig. Einer der Ausgangspunkte der „Kaffeehausbewegung“

lag jedoch im Budapest des siebzehnten Jahrhunderts. Allerdings gab es bereits Kaffeehäuser um 1500 in Mekka, Kairo und Damaskus, ab 1555 in Istanbul und etwas später in Isfahan. Die „Kultur des Cafés“ verbindet noch heute als Institution westasiatische, nordafrikanische und europäische Länder. Ähnlich verhält es sich mit dem einhergehenden *passeggiata* in Italien, dem spanischen *paseo*, dem Promenieren zu einer bestimmten Tageszeit. Die osmanisch-türkische Entsprechung lautet *tenezzüh*, die arabische *tanazzuh*. Diese traditionelle Form des „Herumwandeln“ und Sich-Erholens hat ihren Ursprung in den Parks und Promenaden von Damaskus und Beirut und vielen anderen Städten des islamisch geprägten Kulturraums. Mit anderen Worten: Steiners Bestimmungen des „typisch Europäischen“ halten einer Überprüfung nicht stand. Es sind schlichte Vor-Urteile, die nur plausibel klingen, es aber nicht sind. Glücklicherweise tut das der glanzvollen Kultur des Kaffeehauses keinerlei Abbruch, aber davon später.

II

Es ist ein Vergnügen, wie Dag Nikolaus Hasse ein ums andere Mal als sicher europäisch verortete Eigenschaften unbekümmert „dekonstruiert“ und neue Zusammenhänge ermöglicht. Nehmen wir als Nächstes die „Vernunft“. Für viele Menschen hat das Wort „Europa“ einen besonderen Glanz und eine starke Ausstrahlung. Gleichzeitig wird beklagt, dass das, was Europa ausmache, unklar sei. Dies behindere die Bildung eines Loyalitätsgefühls, eine affektive Bindung fehle vielen Europäerinnen und Europäern. Erst wenn die Werte, Ideen und kulturellen Traditionen, die Europa ausmachen, konkret benannt seien, dann ließe sich der Inhalt einer europäischen „Essenz“ finden, die uns selbst und andere begeistere. So die gängige Annahme. Ein wesentliches Merkmal dieser „Essenz“ sei der „Sieg der Vernunft“ im Zeitalter der Aufklärung. Der Autor Robert Menasse formuliert (stellvertretend für viele) wie folgt: „Europa ist der Kontinent, der eine Hoffnung auf Vernunft hervorgebracht hat. Jeder Mensch, der im Geist der Aufklärung denkt und handelt, ist ein europäischer Mensch.“ Solche Begriffe von Europa klingen fortschrittlich und werden in unzähligen Varianten wiederholt. Sie berufen sich *nicht* auf eine gemeinsame *kulturelle* Identität, die ungemein schwieriger zu

konstruieren wäre. Im linksliberalen Milieu ist diese „vernünftige“ Sichtweise populär. Kants Kategorischer Imperativ, Lockes Idee des Naturrechts auf Leben, Freiheit und Eigentum, Humes Behauptung, nur das sinnlich zu Erkennende sei wahr, Voltaires Toleranzgedanke, Descartes Diktum „Ich denke, also bin ich“, das alles, diese Art zu denken, gilt als genuin europäisch. Daraus ergeben sich mindestens drei Probleme: Nimmt man die Argumentationsweise von Menasse ernst, wird jeder Mensch, der sich „im Sinne der Aufklärung“ seiner Vernunft bedient, „europäisch“, gleichgültig, an welchem Ort der Welt gedacht wird. Das ist eine bemerkenswerte „Monopolisierung“ einer Art zu denken. Gleichzeitig ist es maßlos arrogant. Das zweite Problem ist gefährlicher. Die Blütezeit der Aufklärung war das achtzehnte Jahrhundert. Der europäische Kolonialismus begann sich im siebzehnten Jahrhundert auszubreiten. Man muss es an dieser Stelle nochmals sagen: Eine Handvoll europäischer Staaten begann die Welt unter sich aufzuteilen. Der Grad der Brutalität und Grausamkeit war zwar unterschiedlich, aber in jedem Fall stellte Kolonialismus eine gewalttätige Unterjochung dar. Das ist einer der Gründe, weshalb es außerhalb von Europa immer noch schwerfallen mag, den Rationalismus der „Demokratie“ oder die vernünftig begründeten „Menschenrechte“ zu akzeptieren, gerade weil behauptet wird, die zugrunde liegende Denkungsart sei eine genuin europäische Erfindung. In diesem Sinne ist es nicht gerade klug, die Werte der Aufklärung als „europäisch“ zu klassifizieren, da diese Art zu sprechen zwangsläufig (verständliche, nicht unbedingt sinnvolle) Abwehrreaktionen hervorrufen wird. Das dritte Problem ist schlichter, aber noch gravierender: Die Behauptung, die Werte und der Rationalismus der Aufklärung seien genuin europäisch, hält keiner Überprüfung stand. Sie ist falsch.

Üblicherweise gilt die römisch-griechische Kultur als Wiege der europäischen Identität. Aber auch dies ist anmaßend. Das wissenschaftliche Denken begann nicht mit den Griechen. Die meisten griechischen Naturwissenschaften sind Weiterentwicklungen der Naturwissenschaften des Orients, insbesondere Ägyptens und Mesopotamiens. Eindeutig belegt ist dies für die Astronomie, Mathematik, Medizin und Pharmakologie. Dies geschah im östlichen Mittelmeerraum durch wandernde

Fachleute, „migrant craftsmen“: Fachleute für Land- und Zeitmessung, Ingenieure, Tempelarchitekten, Schrift- und Verwaltungsexperten und Mediziner. Sie waren teilweise in Berufsgruppen organisiert, sprachen mehrere Sprachen und wanderten von Stadt zu Stadt, dorthin, wo es Bezahlung und Aufträge gab. Im 9. bis 7. Jahrhundert v. u. Z. führte diese Kultur wandernder Experten zu einem intensiven Ost-West-Austausch. In dieser Zeit wurden nicht nur Fertigkeiten oder Inhalte weitergegeben, sondern grundlegende Formen wissenschaftlicher Rationalität: Hypothesenbildung, Klassifikation, Beschreibung von Regelmäßigkeiten und Grundformen der Empirie. Und natürlich muss an dieser Stelle erwähnt werden, dass es ohne das im Jahr 825 durch den Abbasiden-Kalifen al-Ma'mun gegründete „Haus der Weisheit“ in Bagdad aller Voraussicht nach keine europäische Aufklärung gegeben hätte, wie wir sie heute kennen.³ Es begann eine in der neueren Geschichte beispiellose Phase der Gelehrsamkeit, die mehrere Jahrhunderte dauerte und die zunächst durch die berühmten Schreibschulen in Bagdad das Wissen ihrer Zeit aus der Antike, aus Indien und dem mittleren Osten in das Arabische übersetzten – und damit später dem lateinischen Sprachraum verfügbar machten. Dort war das antike Wissen unter christlichem Einfluss weitgehend verschwunden (Ausnahmen bestätigen die Regel). In Bagdad und später in Cordoba wurden die Grundlagen der modernen Mathematik, Medizin, Geografie, Philosophie und Technik entwickelt, die direkt vor allem durch die osmanische Enklave Al-Andalus in Südspanien an das christliche Europa übergeben wurden. Wir nutzen bis heute arabische Zahlen, Al-Chemie und Algebra sind arabische Lehnwörter, Kopernikus hat seine bahnbrechenden Berechnungen auf der Grundlage der Werke arabischer Gelehrter, die in das Lateinische übersetzt wurden, durchgeführt. Wer in Europa in jener Zeit Bildung suchte, ging nach Al-Andalus. Die Geschichte dieses Wissenstransfers ist bis heute leider keine Binsen- noch Schulbuchweisheit, in der neueren Geschichtswissenschaft jedoch gängige Münze. Das spanische Cordoba, das bis 1236 zum osmanischen Reich gehörte (Granada wurde 1492 durch die „Reconquista“ spanisch und damit ganz Al-Andalus), war mit Konstantinopel mit Abstand eine der größten Städte im europäischen Kulturkreis. In Konstantinopel (seit 1930 Istanbul) lebten 500.000 Menschen. Neben griechischen Christen vor allem Juden, Armenier, Syrer, muslimische Araber, Perser

³ Vgl. Jim Al-Khalili. Im Haus der Weisheit. Die arabischen Wissenschaften als Fundament unserer Kultur, Frankfurt am Main 2011.

und Türken. Cordoba hatte zur gleichen Zeit etwa 300.000 Einwohner. Paris, Mailand oder Venedig erreichten in dieser Zeit etwa 100.000 Einwohner. Rom glich mit 30.000 Einwohnern eher einer ländlich geprägten Kleinstadt.

Die hier skizzierten Zusammenhänge machen deutlich, dass es offensichtlich notwendig ist, anders über die Themen Vernunft und Rationalität zu sprechen, als es die europäische „Essenz-Debatte“ erlaubt. Darin liegt eine große Chance. Aber zunächst einige Anmerkungen zur Geografie des Begriffs Europa.

III

Hasse legt dar, dass die griechischen Wörter „Asia“, Libye“ und „Europe“ zunächst mythologische Figuren bezeichneten und im 6. und 5. Jahrhundert v. u. Z. von griechischen Geografen auf die Erdteile übertragen wurden. Die genauen Umstände, warum dies geschah, waren auch Herodot unbekannt, dem berühmten griechischen Historiker der Perserkriege des 5. Jahrhunderts v. u. Z. Er meinte dazu, er könne sich nicht zusammenreimen, warum man den Erdteilen, die doch eigentlich ein ganzes Land bilden, verschiedene Namen gegeben habe, und zwar Frauennamen. Das klingt skeptisch. Herodot unterschied in der Folge zwar zwischen Europa und Asien mit dem Bosphorus als Grenze, konnte mit dem Europabegriff aber nichts anfangen. Das verwundert vielleicht deshalb nicht, da Herodot aus Halikarnassos in Kleinasien, also aus dem Südwesten der heutigen Türkei stammt. *Geografisch* gesehen ist damit Herodot der asiatische Vater der europäischen Geschichtsschreibung.

Dieses Beispiel (es gibt Dutzende weitere) verdeutlicht, wie unzutreffend und problematisch es ist, das antike Rom und Griechenland „europäisch“ zu nennen. Die antiken griechischen und römischen Zivilisationen waren *in allererster Linie* Kulturen der Mittelmeerküsten: europäisch, asiatisch und afrikanisch *zugleich*. Die ionische Säulenordnung („essenziell europäisch“) zeigt schon im Namen, dass sie im kleinasiatischen Ionien entstand. Die Liste der griechischen und römischen UNESCO-Weltkulturerbestätten in Nordafrika und Westasien ist lang und klangvoll. Sie umfasst 24 Orte, beginnt mit Volubilis in Marokko und endet mit Troia in der Türkei. Ein weiteres Beispiel ist der berühmte griechische Astronom, Astrologe und Kartograf Klaudios Ptolemaios, dessen „ptolemäisches Weltbild“ mit der Erde im Zentrum des Kosmos von grundlegender Be-

deutung für das europäische Selbstverständnis bis Kopernikus war. Ptolemaios lebte im 2. Jahrhundert n. u. Z. in Alexandria in der römischen Provinz „Aegyptus“, wie 400 Jahre vor ihm der Mathematiker Euklid oder der Dichter Kallimachos, für manche bis heute der bedeutendste Philologe der Weltgeschichte.

Ptolemaios, Euklid oder Kallimachos als Europäer zu bezeichnen, wäre absurd. Vermutlich hätten sie sich aber auch nicht als Afrikaner bezeichnet, sondern gesagt, wir sind Griechen aus Ägypten. Aber das antike Griechenland lag in Kleinasien. So gesehen „entsteht“ das europäische Denken auch in Alexandria und „beginnt“ die europäische Geschichte in Troia und in Hippo, dem nordafrikanischen Bischofssitz des Augustinus. Oder dieses Europa erstreckt sich bis zu den griechischen Kolonisten am Indus im heutigen Pakistan und umfasst alle Städte, die Alexander der Große dort gegründet hat. Mit dieser knapp skizzierten Darstellung wird vermutlich deutlich, wie anmaßend ein solcher Europa-Begriff auf europäische Nachbarkontinente wirkt und welche seltsame Geografie ihm zugrunde liegt. Mit anderen Worten: Es war bloß eine Frage der Macht, dass sich die europäische Vereinnahmung der Nachbarkontinente für die eigene Tradition durchgesetzt hat – und nicht umgekehrt die afrikanische oder asiatische Vereinnahmung Europas. Genauso gut könnte man (aus asiatischer Sicht) sagen, Athen „gehöre“ zum kulturellen Asien und Rom zum kulturellen Afrika. Es spricht viel dafür, von solch einem Sprechen über Europa und die Antike Abschied zu nehmen.

Die Multikulturalität Cordobas und Konstantinopels sollte nicht verklärt werden. In beiden Städten entwickelten sich soziale Spannungen und Auseinandersetzungen. Aber die außerordentliche kulturelle Produktivität Cordobas in Literatur, Philosophie, Wissenschaften, Architektur und Kunsthandwerk steht außer Frage. Arabische Quellen nennen 70 Bibliotheken mit bis zu 300.000 Werken, die eingesehen werden konnten. Andere Städte in Europa erreichten zu jener Zeit davon etwa ein Zehntel. 27 öffentliche Schulen standen zur Verfügung. Goldene Jahrhunderte sind das für die muslimisch-arabische Kultur, aber auch für die christlich-mozarabische Buchmalerei, für die Bildung der Frauen und für jüdische Dichter und Wissenschaftler, die auf Arabisch und Hebräisch schrieben. Diese beiden einzigen Weltstädte des europäischen Mittelalters, Cordoba und Konstantinopel, sind nicht der Rand, sondern das Zentrum der Geschichte

Die Reconquista, die 1492 mit Besetzung Al-Andalus' durch das christliche Spanien endete und bis heute als Befreiung von der arabisch-osmanischen Vorherrschaft gefeiert wird, stellt eine mehr als eigenwillige Geschichtsdeutung dar. Mit ihr wurde eine einzigartige Bildungskultur zerstört.

Europas. Die Reconquista, die 1492 mit Besetzung Al-Andalus' durch das christliche Spanien endete und bis heute als Befreiung von der arabisch-osmanischen Vorherrschaft gefeiert wird, stellt eine mehr als eigenwillige Geschichtsdeutung dar. Mit ihr wurde eine einzigartige Bildungskultur zerstört. Die Bibliotheken brannten. Es wurden Zehntausende von Juden und andere Minderheiten getötet oder vertrieben, versprengt in ganz Europa. Der Großteil flüchtete nach Nordafrika. Diese sephardischen Juden, deren Zentrum Essaouira an der marokkanischen Atlantikküste wurde, sorgten dort für eine neue kulturelle Blütezeit. Diese dauerte bis Ende der vierziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Dann setzte der kollektive Exodus in den neu gegründeten Staat Israel ein. Über 130.000 sephardische Juden bestiegen Busse und Schiffe und reisten ab.

Um die Klischees des „christlichen Mittelalters“ abzulegen, lohnt ein Blick auf die klassische arabische Geografie. Den Ausdruck „Europa“ kennt die arabische Geografie (bis auf ganz seltene Ausnahmen) nicht. Der Bagdader Geograf Ibn Hauqal nennt im 10. Jahrhundert das Gebiet, das dem heutigen Europa entspricht, das „kleine Land“ im Unterschied zur großen Landmasse im Osten und Süden.

Diese arabische Perspektive auf das mittelalterliche Europa ist deshalb so interessant, weil sie viel realistischer als die Wunschvorstellungen der Romantiker ist: Das mittelalterliche Europa bildete keine Einheit, große kulturelle Zentren lagen außerhalb von Mittelwesteuropa. Ja, selbst die „Europäer“ sprachen nicht von Europa. In Sonntagsreden werden regelmäßig zwei Ahnherren für den kulturell-geografischen Bezug des Europabegriffs bemüht. Karl der Große wird in einem Gedicht des Jahres 799 „Vater Europas“ (pater europae) genannt. Und Piccolomini, der spätere Humanisten-Papst Pius II., soll um 1458 den Begriff „Europäer“ (europaei) erfunden haben. Doch die Karl- und Pius-Zitate sind Außenseiter in ihren Jahrhunderten, fanden kaum Nachahmer und sind alles andere als repräsentativ. Die Kreuzzüge wurden nicht im Namen Europas, sondern im Namen der Christenheit geführt. Gebildete Menschen jener Zeit fühlten sich nicht als Europäer, sondern als „Lateiner“, dem Erbe Roms und der lateinischen Sprache verbunden, die *lingua franca* der Gebildeten, der Intellektuellen jener Jahrhunderte. Zu Lebzeiten Pius' II. waren viele Bewohnerinnen und Bewohner des Kontinents nicht Christen, sondern Juden und Muslime.

IV

Wenn weder 799 noch 1458 ein Begriff von Europa populär wurde, wann dann? Diese Frage lässt sich bis heute mithilfe quantitativer Studien noch nicht präzise beantworten. Allerdings ist deutlich, dass in den Jahrzehnten um 1700 ein kulturell geprägter Europabegriff in Mode kam, insbesondere bei französischen Autoren. Das hat drei Gründe. Der Begriff Europa diente der Auseinandersetzung und Abgrenzung gegenüber dem Osmanischen Reich. Insbesondere die Niederlage des osmanischen Heeres vor Wien im Jahr 1683 wird als Sieg der Christenheit beschrieben. In der Folgezeit nimmt die Erwähnung des Begriffs Europa in Vorträgen und Buchtiteln deutlich zu. Ein weiterer Grund war der heute längst vergessene Machtkampf um die Weltherrschaft zwischen Frankreich auf der einen und Österreich-Spanien auf der anderen Seite. Die Furcht vor dieser Auseinandersetzung brachte einzelne Autoren wie Leibniz oder Penn dazu, im 17. Jahrhundert erste Entwürfe einer europäischen Friedensordnung, eines europäischen Völkervereins, eines Gerichtshofes und einer

Bundesversammlung auszuarbeiten. Der dritte Grund wirkt bis heute nach: Die kolonialen Eroberungen europäischer Mächte beeinflussten das Sprechen über Europa. In Texten und Bildwerken wurden die Erdteile der bekannten Welt miteinander verglichen, praktisch immer zum Vorteil Europas. Den entscheidenden „Spin“ erhielt der Europabegriff in der Zeit der Renaissance, etwa zwischen 1350 und 1550. Wichtige Protagonisten dieser „Wiedergeburt“ der Antike (die, wie wir wissen in Bagdad begann) waren gleichzeitig christliche Reformdenker wie Petrarca, Ficino oder Erasmus. Sie verbanden antike Traditionen mit christlichen. Seit dieser Zeit bilden Antike und Christentum die zentralen Pfeiler europäischer Bildung. Am 23. Januar 2017 klingt das in der Frankfurter Allgemeinen so: „Die Verbindung von Athen und Rom mit Jerusalem bleibt für eine säkulare Gesellschaft auch in Zeiten der Globalisierung unverzichtbar gültig.“ Man müsse sie Christen wie Nichtchristen zumuten. Populär wurde dieser Europabegriff erst spät, etwa um 1800. Das geschah im Kontext der westeuropäischen Romantik. Der Protagonisten, wie Novalis (1722–1801) oder Chateaubriand (1768–1848), beklagten den Verlust der Einheit Europas und sehnten sich nach der Zeit des Mittelalters zurück, in dem Europa, wie sie meinten, ein einziges christliches Land, geeint in einer antik-christlichen Kultur, gewesen sei. Diese romantische Erzählung, eingebettet im Zeitalter der Moderne, dieses *Narrativ* einer goldenen Vorzeit, warm und glänzend, ist bis heute in unzähligen Varianten präsent. Unabhängig davon, wie die Aussagen antiker Philosophie oder christlicher Ethik bewertet werden, entbehrt diese Erzählung jeder materiellen Grundlage („früher“ ging es den Menschen besser)⁴, jeder kulturellen Grundlage (in der Vorzeit gab es eine homogene kulturelle Identität) und jeder historisch-geografischen Grundlage (europäische Werte wie die der Nächstenliebe oder wie die der Aufklärung seien genuin in Europa entstanden). Eine solche Erzählung mag zwar identitätsbildend sein und steht je nach Opportunität auf der einen oder anderen politischen Agenda hoch im Kurs. Eine solcherart gewebte Leit-Kultur hat ihren Preis. Sie ist immer auch eine Anleitung zur Skalierung von Destinktion, Abgrenzung und Ausgrenzung. Und sie ist anschlussfähig für eine rechtspopulistische Agenda – auch wenn das Sprechen über Leitkultur diese weder befürwortet noch erwünscht, es genügt die assoziative „Evozierung“.

V

Milan Kundera veröffentlichte 1983 im Pariser Exil (ein Jahr später sollte sein Welterfolg *Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins* erscheinen) einen einflussreichen Essay. Auf Deutsch erschien der Text mit dem Titel *Ein entführter Westen oder die Tragödie Zentraleuropas*. Mit beeindruckender Verve beklagt Kundera die „Entführung“ der Tschechoslowakei, Ungarns und Polens aus der westlichen Kultur durch das sowjetrussische Kidnapping. Das geografische Europa sei immer in zwei kulturelle Hälften geteilt gewesen, eine römisch-katholische und eine orthodox-byzantinische Hälfte. Kundera schreibt, nach 1945 verschob sich die Grenze zwischen diesen Teilen Europas um einige Hundert Kilometer nach Westen. Zentraleuropa befand sich plötzlich im „Osten“. Zentraleuropa, zu dem Kundera vor allem das habsburgische Österreich rechnet, sei durch ein Maximum an Vielfalt und durch starken jüdischen Einfluss gekennzeichnet gewesen. Das genaue Gegenteil sei die Kultur des uniformierenden, zentralisierenden sowjetischen Russlands, sein Totalitarismus und die politische Unterdrückung der Kultur. Kundera sagt, durch das sowjetische Kidnapping habe Europa seinen kulturellen Mittelpunkt verloren und Russland sei mit seiner totalitären Politik eine außereuropäische Macht. Das sind starke Thesen. Kundera hat dafür viel Kritik eingesteckt. Vor allem durch die „Exklusion“ Russlands als außereuropäische totalitäre Kultur. Das ist aufgrund der Vita Kunderas verständlich, aber nicht plausibel. Eine solche gedankliche Operation würde die Ausblendung des italienischen, spanischen und deutschen Totalitarismus voraussetzen. Womit Kundera zweifellos recht hat, ist der Umstand, dass Budapest, Prag und Wien, aber auch Sarajewo und Warschau nicht in „Osteuropa“ liegen, sondern im Zentrum Europas. Diese Perspektive ist in Paris, London und Berlin verloren gegangen.

Wie kontrovers diese Sichtweisen bis heute sind, zeigte sich jüngst in den Diskussionen und Auseinandersetzungen zu den politischen Aussagen des Romans *Blaue Frau* von Antje Rávik Strubel, der mit dem Deutschen Buchpreis 2021 ausgezeichnet wurde. Strubel assoziiert die Jahre unter dem Regime der sowjetischen Diktatur als politische „Vergewaltigung“ kleiner Nationen wie den Staaten des Baltikums oder der Tschechische Republik. Sie verwebt das Bild der Vergewaltigung mit dem

4 Vgl. die Studien: Hans Rosling, *Factfulness*, 2018, Berlin, siebte Auflage. Stephen Pinker, *Aufklärung jetzt*, 2018, Frankfurt am Main.



Cafe Essaouira, Marokko Foto: Wolfgang Antes

realen Erleben ihrer Protagonistin und verschränkt beides miteinander.

Nicht lernen lässt sich von Kundera, wie sich Europa als geistiger Begriff bestimmen lässt, denn dieser wird mit der Figur des aufgeklärt schöpferisch tätigen Individuums vorausgesetzt (und ist damit ähnlich ausgrenzend wie die Argumentationsweise der Aufklärer des 18. Jahrhunderts). Was man jedoch von Kundera lernen kann, ist, dass das Nachdenken über Europa und seine Kultur von umgedrehten Perspektiven profitiert.⁵ Mit eindrucksvollen Worten schildert er die kulturelle Produktivität der Tschechoslowakei, Polens, Ungarns und des alten Österreichs. Aus Kunderas Perspektive ist dieses Zentraleuropa das *grand foyer* der europäischen Kultur – und nicht Westeuropa. Dem würden, um nur einige wenige zu nennen, vermutlich der polnische Schriftsteller Andrzej Stasiuk, der ungarische Schriftsteller Sandor Marai (lebte er noch) oder die aus Rumänien stammende Schriftstellerin Herta Müller, die heute in Berlin lebt, zustimmen.

VI

Kommen wir zur Ausgangsfrage zurück: Was ist europäisch, was ist dabei „typisch“? Hasse sagt, es gebe mindestens drei Arten, Europa „offen“ zu denken, ohne koloniale oder romantische Denkformen zu benutzen. Damit lasse sich sagen, was „typisch europäisch“ sei, was Kontinentaleuropa bedeute und was die europäische Heimat eines Menschen ausmache.

Für die Redensart „typisch europäisch“ macht Hasse die Vorstellung eines Kulturraum-Netztes produktiv. Wenn die kulturellen Räume für einzelne Formen und Praktiken zu bestimmten Zeiten abgesteckt werden, entsteht ein Bild, das einem Kulturraum-Netz gleicht. Ein Netz aus zahllosen großen oder kleinen Räumen, wovon manche weit über Kontinentaleuropa hinausreichen, andere nur einen kleinen Teil des Kontinents bedecken. Denn, so Hasse, was für die Kultur dieses Kontinents typisch ist, sind nicht einzelne Merkmale (Charakteristika), sondern ihre Kombination,

also das gesamte *Netz zu einer bestimmten Zeit*. Als Beispiel (unter vielen) nennt Hasse das 15. Jahrhundert. „Es gibt auch auf anderen Kontinenten Briefliteratur, Vier-Säfte-Lehren, Palastarchitektur, Lügenezählungen, Moscheen, Kirchen, Synagogen, Scholastik und mehrstimmige Musik. Doch das Mit- und Nebeneinander von humanistischer Briefliteratur, andalusischer Palastarchitektur, altnordischer Lügensagas, osmanischem Moscheebau, hebräischer Scholastik und mehrstimmiger lateinischer Motette, das ist spezifisch europäisch. Die Kultur hat kein Wesen, keine Essenz, aber sie lässt sich dennoch bestimmen, nämlich als Netz von kulturellen Formen und Praktiken einer bestimmten Zeit.“

Wir können zweitens über die Kultur einer Zeit sprechen, indem der Blick nur auf den kontinentalen Ausschnitt des Kulturraum-Netztes konzentriert wird. Die anderen Kontinente werden ausgeblendet und die überstehenden Teile des Netztes werden gedanklich

⁵ Wie beeindruckend diese Perspektivwechsel sind, zeigt Pankaj Mishra in seinem Essay *Aus den Ruinen des Empires – Die Revolte gegen den Westen und die Wiederauferstehung Asiens* (2013, Frankfurt am Main). Mishra schildert die Moderne ausschließlich aus asiatischer Wahrnehmung. Der Text beginnt mit den Sätzen: „Die heutige Welt nahm erstmals Gestalt an während zweier Tage im Mai 1905, und zwar in den engen Gewässern der Koreastraße. In dieser Meerenge ... besiegte eine kleine japanische Flotte unter dem Kommando von Admiral Togo Heihachiro einen großen Teil der russischen Flotte, die fast um die halbe Welt gesegelt war.“ Der damalige amerikanische Präsident Theodore Roosevelt nannte diese Schlacht „das größte Phänomen, das die Welt jemals gesehen hat“. Den 27. und 28. Mai 1905 kennt in Europa niemand. Jahrhunderte lang hatten die asiatischen Staaten hilflos der „europäischen Vernunft“ bei der Eroberung der Welt zugeschaut. Zum ersten Mal seit dem Mittelalter hatte ein außereuropäisches Land eine europäische Macht in einem großen Krieg besiegt. Aus asiatischer Sicht eine Zeitenwende.

Staaten benötigen nicht mehr Loyalität, sondern mehr Sinn für bürgerliche Verpflichtung, also mehr Menschen, die sich aus rationaler, „kühler“ Überlegung heraus für einen Staat, der Sicherheit, Minderheitenschutz, Rechtsstaatlichkeit bietet, einsetzen und in ihm mitwirken möchten.

„abgeschnitten“ (dann muss jedoch unbedingt auf die Kennzeichnung „typisch“ oder „spezifisch“ verzichtet werden). Das „Ganze des Kontinents“ im Blick zu haben ist allerdings dann die entscheidende Herausforderung. Ein Beispiel unter vielen, das Hasse nennt: „Fragen Sie nach Literatur über europäische Architekten des 16. Jahrhunderts. Man wird Ihnen Bücher zu Michelangelo und dem Petersdom zeigen, zu Juan de Herrera und dem spanischen Klosterpalast El Escorial und zum Stil des Andrea Palladio. Doch wird man auch an Postnik Jakowlew, den Architekten der Basilius-Kathedrale am Roten Platz in Moskau denken? Oder an Sinan bin Abdülmennan, den berühmten Architekten des Osmanischen Reiches? Sinans bewunderte Bauten – Moscheen, Schulen, Brücken, Aquädukte, Paläste und Karawansereien – haben die Architektur Südosteuropas für Jahrhunderte geprägt.“ Sinan produzierte architektonische Ikonen wie die Drinabrücke im bosnischen Visegrad oder die Süleymaniye-Moschee in Istanbul, aber auch weniger bekannte Bauwerke in Griechenland, Albanien oder Bulgarien. Man könnte sagen, wer über Kontinentaleuropa spricht, muss es verorten. Auf der Landkarte, an verschiedenen Orten, im Gespräch. Porto, Kopenhagen, Palermo, Krakau, Bratislava sind so wenig Kon-

tinentaleuropa wie Paris, Berlin oder Rom. Es sind Facetten eines kulturellen Netzes, gewebt zu jeweils einer bestimmten Zeit.

Bei der dritten Art, Europa offen zu denken, geht es um die Begriffe „Heimat“ und „Zuhause“. Der französische Staatspräsident Emmanuel Macron spricht über ein Gefühl, das viele Europäer kennen. „Im Übrigen merken wir, dass wir Europäer sind, wenn man uns auf andere Kontinente schickt.“ Aber das Gefühl kann trügerisch sein. Es beschreibt nicht, was Europa ausmacht, sondern wo wir uns zu Hause fühlen. Dies zu verallgemeinern, klingt bei Macron folgendermaßen: „Dieses Europa, in dem jeder Europäer sein Schicksal im Profil eines griechischen Tempels erkennt oder im Lächeln der Mona Lisa, ... in den Schriften Musils oder Prousts, ... dieses Europa der von Steiner beschriebenen Cafés, dieses Europa des Erasmus, ... was es zusammenhält, ist seine Kultur.“

Hasse fragt: Wirklich jeder Europäer? Nein. Was Macron hier schildert, ist in erster Linie seine persönliche kulturelle Heimat. Hasse antwortet auf Macron: „Vielleicht finden viele Europäer Musil und Proust nicht berührend, sondern eher langatmig. Vielleicht sind sie in einem weiblicheren oder feministischeren Europa zu Hause. Zum Beispiel im Europa von Mary Wollstonecraft, Jane Austen und Virginia Woolf oder von Anna Politkowskaja und Greta Thunberg? ... Oder sie finden ihre bevorzugte kulturelle Heimat in den nordischen Helden-sagen, bei Richard Wagner, bei J. R. R. Tolkien? Oder in ungarischer und tschechischer Literatur? Oder im russischen Film der 1920er-Jahre, in britischer Popmusik oder skandinavischem Heavy Metal ...“ Diese Reihe ist endlos. Viele Menschen haben eine andere kulturelle Heimat als Macron. Aber die gute Nachricht ist, diese Menschen sind trotzdem kulturell in Europa zu Hause. Europäische Kultur ist so vielschichtig, so vielgestaltig, so reich an Formen und Ausdruck, dass sie vielen verschiedenen Menschen Heimat bieten kann. Was bedeutet das? Heimatgefühle, auch geistige und kulturelle, sind zu individuell, als dass sie Rückschlüsse auf die Kultur eines Kontinents ermöglichen. Diese kann von „unten nach oben“ beschrieben werden, wie es Hasse in seinem Essay zeigt. Doch zu Hause fühlen, argumentiert Hasse, können wir uns in diesem wilden Ozean unterschiedlichster kultureller Formen nicht. Dazu benötigen wir einzelne Inseln, solche, die wir kennen, erwählen, die uns zugeeignet werden oder denen wir uns zuneigen. Diese dritte Art, über Europa zu sprechen,

unterscheidet sich von den ersten beiden, dem Sprechen über „typisch europäisch“ und „kontinentaleuropäisch“. Geistige Heimat ist subjektiv. Anders als beim Kulturraum-Netz des Kontinents kann man sich darüber, wo und wie wir uns zu Hause fühlen, nicht einigen, auch nicht in Europa.

VII

Alle Großstädte Europas sind Vielvölkerstädte. Die Idee, dass eine bestimmte *Kultur* ein Gemeinwesen zusammenhält, ist ein Überbleibsel des Nationalismus, also des Gedankens, dass ein Staat von einer Nation getragen werden sollte, die irgendwie einheitlich ist. Diese Idee ist pure Wunschvorstellung, die als Ideologie nirgends und zu keiner Zeit gestimmt hat und lediglich dem Zweck der Polarisierung, Ausgrenzung oder Schlimmerem diene. Das bedeutet nicht, das Zusammenleben kulturell unterschiedliche Gruppen von Menschen zu idealisieren. Natürlich gibt es Reibungen, Ängste und wechselseitige Empfindungen von Fremdheit. Wo gäbe es diese nicht? Aber von den osteuropäischen und mediterranen Vielvölkerstaaten lässt sich lernen, dass es zu einem funktionierenden Gemeinwesen keiner Leitkultur, keiner Assimilation an eine gemeinsame Kultur bedarf. Ein Blick auf Rom genügt: Das volle römische Bürgerrecht erhielten alle Bewohner von Städten, die den Status von Kolonien des römischen Imperiums hatten. Als römischer Bürger zahlte man Steuern, konnte frei im römischen Reich siedeln, Römer heiraten, von Römern erben, vor Gericht gehen und unter dem Schutz römischen Rechts Handel treiben. Damit bot Rom deutlich bessere Bedingungen als seine strategischen Rivalen. Rom ist ein Beispiel höchst erfolgreicher Bürgerrechts-Inklusivität. Nochmals ein Blick auf Cordoba. Aus heutiger Sicht mag das arabisch-osmanische Cordoba als ein Hort der Toleranz und Multikulturalität erscheinen. Aber das ist nicht der springende Punkt. Natürlich gab es das, Toleranz und Vielfalt. Aber das Geheimnis des Erfolgs war nicht Toleranz, sondern Rechtssicherheit, die Möglichkeit, als Individuum seine Rechte vor Gericht einzufordern, nicht multikulturelle Vermischung, sondern respektvolles *Nebeneinander*. Die Achtung und Verlässlichkeit des Rechts war der Kitt jener Gesellschaften, nicht die Loyalität einer Nation gegenüber.

Heutige Diskussionen verengen sich rasch auf zwei Alternativen: Entweder wird *konservativ* Integration und Angleichung an eine Leitkultur

gefordert oder *linksliberal* Multikulturalität im Sinne einer Vermischung der Kulturen. Für Hasse sind beide Standpunkte wenig plausibel. Für die europäischen Vielvölkerstädte der Vergangenheit ist weder das eine noch das andere typisch. Sie boten rechtliche Sicherheit für verschiedene ethnische Gruppen und akzeptierten das Nebeneinander unterschiedlicher ethnischer Praktiken und Traditionen. Die Lehre daraus ist, laut Hasse, dass ein solches Nebeneinander für ein funktionierendes Gemeinwesen ausreichen kann, sofern ein Rechtsrahmen für alle verbindlich und dessen Achtung als selbstverständlich gilt. Es geht also nicht darum, das Nebeneinander zu beseitigen, sondern es zu gestalten. An dieser Stelle ist eine Unterscheidung hilfreich, die Judith Shklar 1992 in ihrem Vortrag *Verpflichtung, Loyalität, Exil* vorgeschlagen hat. Die Harvard-Politikwissenschaftlerin, in Lettland als deutsche Jüdin aufgewachsen, 1939 nach Kanada geflüchtet, empfiehlt, zwischen Verpflichtung („obligation“) und Loyalität („loyalty“) zu trennen. Shklar versteht unter „Loyalität“ die emotionale Bindung an eine soziale Gruppe und unter „Verpflichtung“ die politische Verpflichtung, die Menschen gegenüber einem Staat oder einer gesetzlichen Institution aus rein rationalen Gründen akzeptieren. Die Loyalität zu Gruppen sei oftmals keine Sache der Wahl, sondern eine der Geburt oder Herkunft. Erkläre man Gruppenloyalität oder gar ethnische Loyalität zur Grundlage eines Staates, erzeuge man unausweichlich Leid für die Ausgeschlossenen. Staaten benötigen nicht mehr Loyalität, sondern mehr Sinn für bürgerliche Verpflichtung, also mehr Menschen, die sich aus rationaler, „kühler“ Überlegung heraus für einen Staat, der Sicherheit, Minderheitenschutz, Rechtsstaatlichkeit bietet, einsetzen und in ihm mitwirken möchten.

VIII

Hasses Appell an die wohlüberlegte Vernunft, die den Vorteil in einem bereichern den Nebeneinander aller europäischen kulturellen Eigenarten sieht, klingt kühl, fernab jener glühenden Begeisterung, die so oft mit politischen Reden über Europa einhergeht. Aber das stimmt nicht. Es klingt nur für diejenigen kühl, die das charismatische Pathos politischer Missionare, seien sie religiös oder säkular unterwegs, vermissen. Wer da sucht, irrt auf nationalen Pfaden. Hasse kennt sehr wohl Begeisterung für ein offen gedachtes Europa. Wenn die wichtigste Aufgabe eines Gemeinwesens darin besteht, Rechtssicherheit und Schutz vor Gewalt und Willkür zu bieten,

dann sei der Kontinent auf einem sehr guten Weg. Das ist nicht einfach ein „gefühlvolles Bekenntnis“, sondern Ergebnis rationaler Argumente: Bei globalen Auswertungen, Statistiken von Organisationen wie UNO, Amnesty International, Global Peace Index oder Reporter ohne Grenzen über Verletzungen der Rechtsstaatlichkeit, politische Morde, Unterdrückung von Minderheiten, Rassismus oder wirtschaftliche Ausbeutung nehmen die meisten Staaten des Kontinents hervorragend positive Plätze ein. Das ist nicht selbstverständlich. Ganz offensichtlich machen die europäischen Staaten und die Europäische Union etwas hervorragend gut. Das ist begeisternd. Und es gibt, meint Hasse, auch so etwas wie Begeisterung für Vernunft. Wo diese zurückgedrängt wird und der romantisch-nationale Blick die Gemüter wärmt, auch dafür gibt es Beispiele in Europa, geraten die mühsam erarbeiteten Grundlagen des Kontinents ins Wanken. Deshalb: „Jeder Europäerin, jedem Europäer sind bestimmte andere Gruppen von Menschen in Europa fremd. Doch die Gleichberechtigung aller Kulturen und aller Individuen im Kulturraum-Netz Europa zu akzeptieren und die Idee einer dominanten, leitenden Kultur aufzugeben, nicht aber die Idee eines alle verpflichtenden Rechts, ist der entscheidende Schritt in Richtung Zusammenhalt und zur Überwindung von Fremdheit – der entscheidende Schritt hin zu dem Bewusstsein, bei allen Unterschieden am richtigen Ort zu sein.“

Wollte man den Essay von Dag Nikolaus Hasse bewerten, würde man zeitgemäß fünf Sterne uneingeschränkt vergeben. Und einen in der europäischen Farbe Blau leuchtenden Zusatzstern als Prädikat für „wertvolle Lektüre“. ●



Photo: DFG / David Auserhofer

Viele Gemeinsamkeiten zwischen Orient und Okzident entdeckt: **Prof. Dr. Dag Nikolaus Hasse**

Hasse, Jahrgang 1969, ist Professor für Geschichte der Philosophie an der Universität Würzburg. Seine Forschung gilt hauptsächlich der arabischen Philosophie und der arabischen Naturwissenschaften und ihrem Einfluss im lateinischen Europa.

Hasse hat sich besonders mit zwei arabischsprachigen Denkern beschäftigt: dem Perser Avicenna (*Avicenna's 'De anima' in the Latin West*) und dem Andalusier Averroes. Das Vokabular der klassischen arabischen Wissenschaftler und ihrer lateinischen Übersetzer erschließt er mit seinem Würzburger Forschungsteam in einem digitalen Lexikon, dem *Arabic and Latin Glossary*.

Hasse wurde 2016 mit dem Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) ausgezeichnet.